

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Ein zollpolitischer Schwärmer.

Unter den Handelsverträgen, um deren Abschluß Deutschland gegenwärtig bemüht ist, machen zwei der Reichsregierung erwünschte Schwierigkeiten. Bei den Verhandlungen mit der Schweiz sollen die besonderen Forderungen, die von einzelnen Kantonen erhoben werden, die Verständigung erschweren. Außerdem ist es noch Oesterreich-Ungarn, mit dem sich der Handelsvertrag nur schwer zu Stande bringen lassen will. Hier liegt das Hindernis beim lieben Vieh, dessen Einfuhr die deutschen Agrarier übermäßig erschweren, und an dem dieselben hinsichtlich, das der deutsche Reichsanwalt festgesetzt hat, zwischen der Bevölkerung von Wien und Füllbergerte einen Unterschied zu machen.

Sieht man aber, auf welche Schwierigkeiten es schon abt, einen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Oesterreich zu Wege zu bringen, so erscheint es nun so gewagt, wenn in diesem Augenblicke sogar das Projekt eines deutsch-österreichischen Zollvereins wieder hervorgehoben wird. Dieses Projekt ist seit einer von Josef Berger in Wien verfaßten Schrift „Der Weg zum deutsch-österreichischen Zollverein“ Berger ist Altdeutscher. Zwar fehlt ihm der antisemitische Einschlag. Aber sonst leidet er an allen Schwächen seiner Richtung, und er vermag in seiner Schrift auch nicht die Eigentümlichkeit der Altdeutschen, mit der Häufigkeit des Begriffes „Völkisch“ und „Völkisch“ (was von „folglich“ wohl zu unterscheiden ist) alle möglichen Phantasieereien zu bedenken. Berge's Bewußtsein als Deutscher fühlt sich durch die Zurückdrängung des Deutschtums in Oesterreich schwer gekränkt. Die Empfindung des Verfassers darf gewiß auf die Sympathie aller Deutschen rechnen. Abgesehen von dem herrschenden Einfluß der Magyaren in der Germaninonarchie wird das deutsche Element in Oesterreich durch politische, literarische, kulturelle, wissenschaftliche, kirchliche und italienische Agitationen bedrückt. Ja, die deutsche Bevölkerung läuft nach Berge's Gefühl, von den übrigen Nationalitäten erdrückt zu werden. Da bedürfte es einer radikalen Kur. Die altdeutschen Mittel, die Berge vorschlägt, sind verschiedener Art: Umsiedelung der Länder Galizien, Bukowina und Dalmatien, Einführung der reinen Personalunion mit Ungarn, gesetzliche Einführung der deutschen Staatsprache. Damit aber auch der Zügel des Schritts zu keinem Recht gelangt, empfiehlt sie den Abschluß eines schwebigen Handelsvertrages Oesterreichs mit Ungarn und mit Deutschland, und zwar so, daß Ungarn gegenüber stehende Differentialzölle geschaffen werden, die den Handelsverkehr zwischen Eis- und Transsibirien möglichst regulieren, Deutschland gegenüber fallende Differentialzölle, die nach zehn Jahren zu einer Zollvereinigung führen.

Wie die politischen Mittel, die hier Oesterreich empfohlen werden — nur mit der gesetzlichen Einführung der deutschen Staatsprache könnte man wenigstens grundsätzlich einverstanden sein — so erscheint auch der zollpolitische Weg, der hier gewiesen wird, phantastisch und bedenklich. Berge wünscht im Interesse des deutschen Elements Oesterreich durch eine Zollunion mit Deutschland gestärkt zu sehen, und will dieses Ziel durch fallende Differentialzölle erreichen, die im Verkehr mit Deutschland eingeführt werden. Aber solche Differentialzölle, die Deutschland begünstigen, würden andere Länder,

Der Weg zum deutsch-österreichischen Zollverein. Von Josef Berger, Wien. (München, J. B. Neumann's Verlag.)

die darunter zu leiden hätten, zu Maßnahmen gegen Oesterreich einmünden, die dieses Land aus äußerster Schwäche, damit auch seine deutsche Bevölkerung gefährdet und den Wert der österreichischen Freundschaft mit dem deutschen Reiche noch problematischer machen würden, als es nach dem Verfasser der Schrift jetzt schon der Fall ist.

Wie bei vielen anderen Gelegenheiten, kehrt auch hier der Fehler der Altdeutschen wieder, daß sie gewisse Schwierigkeiten, die auch von anderen Seiten zugegeben werden müssen, würden als das Uebel, für dessen Beseitigung sie bestimmt sind.

Gewiß sind die Zustände in Oesterreich beklagenswert, und nicht bloß den Altdeutschen blüht das Herz über den Niedergang des Deutschtums jenseits der schwärzgelben Plätze. Aber die Mittel, die von den Altdeutschen empfohlen werden, sind von einer Verwerfung eingegeben, die das Uebel nur verschlimmern kann.

Den österreichischen Staatsmännern sollte damit freilich das Gewissen gedehnt werden. Denn in einer Zeit, in der manche Kreise des deutschen Oesterreich von solcher Verwerfung erfasst sind, wirkt es wie bittere Ironie, wenn der österreichische Ministerpräsident es zum Gegenstande einer besonderen Auseinandersetzung macht, ob er auf einer Reise durch Galizien empfohlen, den nationalen Beschland der Deutschen zu hüten, oder dies durch Anwendung des Wortes „auch“ nur in bekräftigtem Sinne gewünscht hat. Für die Staatsmänner in Oesterreich bedeuten Stimmen wie die des Altdeutschen Berge ein Discite moniti. Die Klatschrede der Altdeutschen im einzelnen sind aber weder politisch noch zollpolitisch vermeidbar.

Vor der Entscheidungsschlacht.

Vorläufig ist auf dem manövrierischen Kriegsschauplatze noch alles still. Die Heere Karapatinus und Ojamas stehen sich, wie aus Tokio gemeldet wird, noch immer Front gegen Front gegenüber, ohne daß einer von beiden zum Angriff übergeht. Auch ein Telegramm unseres Petersburger X-Berichterstatters meldet uns:

Die Ruhe auf dem Kriegsschauplatz hält an. Es dürfte voraussichtlich noch mehrere Tage dauern, bis die Entscheidungsschlacht beginnt. Die russische Armee steht 20 Kilometer von Pundob und rückt sich auf die äußersten starken Befestigungen an Pundob.

Der Korrespondent des Reuterschen Bureaus bei der östlichen Armee der Russen meldet am 22. Oktober: Beide Heere bleiben im wesentlichen untätig. Die Russen haben Tsamudpa wieder gewonnen. Die Japaner haben eine Stellung auf der Höheebene, die nach dem Schloß zu abfällt, nur Fortwährend finden die Artilleriegefechte statt. Man hört verstreutes Geschützfeuer. General Nishikanto hat im Westen am 20. Oktober ein heftiges Gefecht gehabt. Die Russen machen in dieser Richtung Fortschritte, und es verläutet, japanische Geheime seien genommen worden. Es sind Anzeichen vorhanden von einer baldigen Wiederoffensiv der Feindseligkeiten, da die Russen augenscheinlich beabsichtigen zum Angriff überzugehen. Das Wetter ist kalt.

Berichte aus Tokio tun dar, daß man auch im japanischen Lager mit einer neuen Offensive der Russen rechnet.

Ein Bericht aus dem japanischen Hauptquartier in der Mandchurie, der soeben in Tokio eingetroffen ist, meldet, daß dem Vernehmen nach die Russen eine große Truppenmacht gegen das japanische rechte Geleit zusammengezogen. Zwei Bataillone russischer Infanterie landen bei Raofonochai. Es verläutet ferner, daß sich 20,000 Russen bei Kantalin sammelten. Der Feind beschließt, heißt es in dem Bericht weiter, von Zeit zu Zeit die mittlere und die linke Armee zum Teil aus 15 Centimeter-Mörsern. Der bei Santsangta stehende Feind begann am Nachmittage des 20. die Station Schabe zu beschleichen. Die Japaner erbeuteten in der Nacht des 20. bei Changliangpao 100 Gewehre.

Nach einer Lokaler Meldung des Reuters-Bureaus haben sich die Russen gegen die Armee Anrofs konzentriert. Eine russische Kavallerieabteilung hat den Zeitstuf östlich von Panshu überschritten.

Ueber die Waposten- und Artillerieschmägel während der gegenwärtigen großen Ruhepause meldet ein Petersburger Telegramm des Generals Sjadarow an den Generalstab unter dem 22. d. M. noch folgendes:

Gente haben bei der ersten Manövrier-Armee keine Aufstellungen mit dem Feinde stattgefunden. Einzelne Schiffe wurden im Laufe des Tages gezeichnet. Unsere Batterien beschossen den von den Japanern besetzten Teil des Dorfes Panshin, die Station Schabe und das Dorf Samatun. Der Feind beschloß sich, sich eingekommenen Teil des Dorfes Sinschin und das Dorf Schabu.

Marshall Oyama a berichtet amtlich über das Ergebnis der bis zum 22. d. M. angestellten Nachforschung über die Verluste der Russen

in der Schlacht am Schabo wie folgt:

Gefangen genommen wurden etwa 500 Mann, Beihame von Russen wurden 10,550 gefangen; erbeutet wurden 45 Kanonen, 6920 Gewehre, 5474 Gewehre und 78,000 Patronen. Die russischen Beihame wurden mit militärischen Ehren begraben. Die Verluste der Russen werden insgesamt auf 60,000 geschätzt. Die Nachforschung wird fortgesetzt. Die Gesamtverluste der Russen in den Kämpfen mit Ojamas Armee kommen fast einem Anstöße gleich.

Nach annähernder Schätzung von russischer Seite belaufen sich die Gesamtverluste der Russen in der letzten Schlacht auf 45,000 Mann, darunter 10,000 Tote.

Wie der russischen Telegraphenagentur aus Chabin gemeldet wird, sind seit dem 6. Oktober gegen 26,000 verwundete Russen nach Jordan gebracht worden.

Was die japanischen Verluste angeht, so werden die Verluste Ojamas von japanischer Seite bisher auf 5100 Mann geschätzt, wovon die meisten Verwundeten heimlich sind.

Zur Ausreise der baltischen Flotte.

Dobro, 23. Oktober. (W. Z. B.) Das russische baltische Geschwader hat 1 Uhr Nachmittag des 23. Oktober die Ostsee verlassen. Die Gemanantweert bemerkt die Blättermeldung, daß heimlich Unterseeboote russischer Offiziere die Flotte begleiten werden. Amtlich ist aber ein nächtliches Einlaufen russischer Torpedoboote in den Reichshafen nichts bekannt.

Cherbourg, 23. Oktober. (W. Z. B.) Das russische Transportschiff Rora sowie die Torpedoboote Westschischik, Brann und Schirreffski, die zur Flotte des Generals Ojamas gehören, sind hier eingetroffen und werden nach Erneuerung ihrer Vorräte an Kohlen und Wasser wieder in See gehen.

Cheater.

Florian Geyer. — Falstaff.

Zu den zahlreichen künstlerischen Problemen der deutschen Bühnenpoesie gehört nun auch das Florian Geyer-Problem. Mit diesen Worten hat Paul Schöller in seinem offiziösen Hauptmann-Buche eine Parole ausgesprochen, nachdem er vorher auf alle dramatischen Fehler des Stückes hingewiesen und den nach ihm die endliche Erörterung der Geyer-Geschichte? Der Falstaff-Geschichte? Wie die Wiederbelebung der Dreyfus? Wie eine klassische Bühnenbearbeitung des zweiten Faust?

Angenommen, durchaus nicht zugegeben, daß es sich beim Florian Geyer um eine irgend ähnliche Aufgabe handelt. Dem höchsten Schabe, den die Menschheit an ihren großen Dichtungen besitzt, wird durch einen Theaterbesuch nichts hinzugefügt, durch eine Wiederbelebung nichts genommen. Der Menschenbakter, der die Phantasiegestalt eines Hamlet, eines Falstaff bringt, scheint uns nur einen neuen, einen besonderen Kunstgenuss. Die Schöpfungen Shakespeares bleiben uns unverändert. Und die Phantasie des einarmigen Leiers kann der Kraft des Dichters vielleicht näher kommen als die Kunst des besten Schauspielers. Goethes „Faust“ ist dadurch, daß das Theater sich ihm aneignete, nur noch populärer geworden, nicht noch wertvoller.

Aber so liegt der Fall bei Hauptmanns „Florian Geyer“ garnicht, trotz Schöller's. Unbeirrt von den alten Gegnern, die immer noch kein Ohr haben für die seine und reine Volkssprache Hauptmanns, unbeirrt von hochgenannten Freunden, die ihn mit den Handflächen lärmend streicheln, wollen wir uns, wenn wir die Richtschnur zu übernehmen, nicht als das historische Drama des konsequenten Naturalismus eine solche Verirrung Hauptmanns ansehen. Und es ist festzuhalten, daß der Erfolg gerade jetzt nachzuhaufen scheint, wo die Lehren des konsequenten Naturalismus so ziemlich ausgeblüht haben.

Eine solche Verirrung. Die Anerkennung der Schönheit soll voranstehen. Hauptmann hat sich in die große, wilde Zeit des deutschen Bauernkrieges zu hineingelebt, hat die Sprache der Luther-Zeit so wunderbar getroffen, hat diese

rohen Bauern und Ritter, diese fanatischen Priester und Weltverbesserer, die großartigsten Landstroläcker und die geistreichsten Panzernitter so glaubhaft hingestellt, daß die „Florian Geyer“ als literarische Arbeit wohl die besten Werke unseres liebsten Dichters noch übertreffen mag. Mehr noch, Hauptmanns Leitmotiv, das soziale Mittel mit den Armen, klingt womöglich noch tiefer und voller als in den „Webern“. Herzbeugend läßt Hauptmann seinen Florian den Schmerz darüber ausstöhnen und ausweisen, daß der herrliche Bauernaufruf ein so unvollkommenes Ende nahm. Der Auftrieb, wie die gesungenen jammervollen Töne nach dem besonnenen Ritter befähigt mißhandelt werden, dürfte darum nicht fortbleiben. Auf die Gefahr eines Theaterfandals mußte dieser Höhepunkt des Mittelaltersdramas gespielt werden.

Bei alledem hatet dem Werke Hauptmanns etwas Literarisches an. Zwei Namen sollen das erläutern helfen: Götz und Luther. Götz ist die dichterische Gestalt, der Hauptmann den Vorber zum Haupte reihen möchte. Goethes edler Ritter mit der eisernen Hand wird uns in einer unerfunden Nebenrolle als ein kleiner schlauer Gannet vorgeführt. Vielleicht nicht mit Unrecht, wenn auch Gehör's Bemühen antworten könnten, daß wir vom historischen Florian Geyer noch weniger wissen als vom historischen Götz von Berlichingen. Einzelne. Wir besitzen nun einmal den herrlichen iberden Götz, so wie ihn der junge Goethe sah. Und da wirkt es wie eine literarische Satire, wenn eine Parodie, wenn im „Florian Geyer“, ein Mann mit dem Namen Götz von Berlichingen, als gemeiner Kerl über die Bühne schreitet. Das Publikum wird ebenso unruhig gemacht, wie wenn in Shakespeares „Troilus und Cressida“ Achilleus als ein gemeiner Kerl erscheint. Und Luther wieder ist in der deutschen Geschichte der unerbittliche Gegner der Bauernrebellion, mit dem der Dichter anbanden möchte, möchte. Ich mache mit einm ein phantastisches Bild: Luther hätte ein deutscher Cromwell werden können, der Einiger und Befreier des deutschen Volkes, hoch zu Roth, das Schwert in der Faust. Der Realpolitiker Luther tat nichts dergleichen. Im Interesse seines Lebenswerks fiel er dem Bauerheer in den Rücken. Im Namen des Evangeliums rief er die Fürsten zum Würgen auf. Es wäre allerdings gar nicht zu einer Aufführung ge-

kommen, es hätte eventuell einen noch tolleren Theaterfandal gegeben, wenn Hauptmann den historischen Luther seinem Idealpolitiker Geyer realistisch gegenübergestellt hätte. Doch die Luther-Gestalt fehlt. Nicht völlig feindlich für ihn, der aufmerksam hinhorcht und einige Kenntnisse mitbringt. In der Figur des blinden Mönchs (wenn ich sie anders recht verstanden habe) stellt eine Satire gegen Luther.

Da wären wir nun mitten in Literatur und können die Frage aufwerfen, warum Hauptmanns „Florian Geyer“ trotz der wunderbaren Sprache, trotz mancher tief ergreifender Stimmung eine Verirrung ist (nach meiner unmaßgeblichen Meinung) auf dem Wege, der von Shakespeare über Kleist und Hebbel irgendwo hinführt.

Mit den alten Gesetzen dramaturgischen Schaffens möchte ich nicht kommen. Ich bin gern bereit, wirklich auf die Schultregeln aller Dramaturgen, von Aristoteles bis Bülow, zu stellen, zu prüfen, es wäre mir eine Ehre, mit Hauptmann zusammen einen Dietz auf sie zu prüfen. Und die „Weber“ widersprechen den Schultregeln, auch die „Weber“ haben keinen richtigen Faden und bauen uns genötigt democh durch die große Einheit des Interesses. Die schönen Szenen „Florian Geyer's“ werden erst durch intime historische Kenntnis zu einer Einheit zusammengekommen. Aber unvorbereitet dazu kommt, der sieht nur ein 17. und 18. Jahrhundert, aber nicht, weshalb alle gegen alle stehen, Bauern, Ritter, Fürsten und Städte einander betragen und betrogen. Hauptmann ist ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber für Kenner, aber er lebt zuviel voran. Bereicher von Schultregeln mögen also unter sich die Frage erörtern, ob „Florian Geyer“ das deutsche Drama der Zukunft ist oder nicht. Ich behaupte nur beiseitend: dieses Werk läßt hieneweils fall, ist kein ganz gutes Theaterstück, weil es nicht notwendig ist.

Es ist einmal gesagt worden, daß in der Poesie alles ankomme auf die Gemeinamkeit der Selenifikation zwischen Dichter und Hörer. Ich glaube gar, ich habe selbst zu etwas wie eine Abhandlung darüber geschrieben. Besonders für den Dramatiker ist es unerlässlich, daß er zwischen sich und Publikum jedesmal eine Gemeinamkeit der Selenifikation herstellt. Das ist das ewige Gesetz des Theaters, und dadurch unterscheidet sich das Theater vom Buch, daß von der Büh-